

Silke Wiest

Dieses Mal nicht

Meine Energie ist am Ende. Schon wieder so ein Tag.

Müde Kinder, die nicht aufstehen wollen. Zwei PuZis (pubertierende Zicken), 14 und 16 Jahre alt, und das Nesthäkchen, das mit Schmuseteddy unterm Arm und nasser Schlafanzughose aus dem Bett krabbelt und mich schuldbewusst ansieht.

Merkwürdig, dass sich meine Wünsche und der Wille dieses Trios nie, aber wirklich nie unter einen Hut bringen lassen.

Die PuZis streiten sich im Bad um die Wimperntusche, Nesthäkchen sitzt dazwischen auf dem Boden und ist in das Abziehen der Zellophanhüllen meiner Tampons vertieft.

Ich starre in das Nutella-Glas auf dem Frühstückstisch und meine Fantasie geht auf Reisen ... Schokoladenbraune, muskelgestählte Männerkörper, Meeresrauschen, Palmen im Wind und schneeweißer Strand ...

Ein schriller Schrei aus dem Badezimmer reißt mich aus meiner Gedankenreise.

»Was ist denn jetzt schon wieder?«, murmle ich vor mich hin und trotte mit einem Seitenblick auf die Wanduhr Richtung Bad. »Viertel nach ...«, setze ich an, unterbreche aber meinen Satz beim Anblick des Bildes, das sich mir bietet. Beide PuZis starren in die Kloschlüssel, Nesthäkchen, auf den Zehenspitzen balancierend, drückt strahlend auf die Spültaste.

»Diese Kuh hat mir meine Zahnsperrenbox abgenommen und herumgeworfen ...«, setzt meine älteste Tochter Vivi zu einer Erklärung an.

»Weil sie mir die Wimperntusche nicht geben wollte«, verteidigt sich ihre Schwester Verena.

»Ah«, kommentiere ich, die Lage noch nicht ganz erfassend.

»Und als sie dann im Klo gelandet ist ...«, erklärt Verena etwas kleinlaut, »... hat dieser Nervenzweig die Spülung gedrückt.«, vollendet Vivi die Schilderung.

»Oh nein!«, stöhne ich. »Und nun?«

»Ist sie weg!«, antworten beide Schwestern gleichzeitig.

»Kommt endlich frühstücken«, sage ich im Gehen und versuche, ruhig zu bleiben. »Das bedeutet dann wohl Termin beim Kieferorthopäden«, stelle ich resignierend fest.

Wird wohl nichts mit meinem Plan von einem gemütlichen Nachmittag im Liegestuhl im Garten mit Dan Brown. Er wird auch heute in seiner Plastikfolie eingeschweißt bleiben. Morgen ganz bestimmt, tröste ich mich, um nicht länger meinen geplatzten Plänen hinterher zu hängen, als Vivi und Verena am Frühstückstisch erscheinen und erklären, dass sie keinen Hunger haben und es höchste Zeit sei, zu gehen.

»Welch Erkenntnis«, rutscht es mir eine Spur zu bissig heraus.

Die beiden Schwestern verlassen nach einer kurzen, aber heftigen Diskussion über das passende Schuhwerk das Haus. Ich schließe die Haustür, atme tief durch, drücke die Schultern nach hinten und gehe zurück in das Esszimmer. Nesthäkchen ist auf den Tisch geklettert, hat sich das Nutella-Glas geholt und sich in eine dunkelhäutige Schönheit verwandelt. Ich muss lachen. Welch ein Glück, die Metamorphose beschränkt sich auf Gesicht und Hände, doch nun verzögert sich die Abfahrt zum Kindergarten um die Dauer einer Dusche, und damit kann ich den nächsten Punkt von der »Was ich heute nur für mich tue«-Liste streichen. Ich werde also einen weiteren Tag mit Winterpelz an den Beinen und ohne die sensationelle Sofortwirkung der Anti-Cellulite-Creme, die immerhin 52 Euro gekostet hat, leben müssen.

Aber was solls. Jetzt sind andere Dinge wichtiger als meine Schönheit, nämlich die Erziehung meiner Jüngsten zu Selbstbewusstsein, sozialer Kompetenz und musisch-künstlerischer Entfaltung im Waldkindergarten.

Ich nehme meine Kleine auf den Arm und wandere ins Bad. Chaos empfängt mich. Mit pfadfinderischem Geschick bahne ich

mir einen Weg zur Dusche. Während ich Nesthäkchen ausziehe und unter die Dusche stelle, beschäftigt mich die Frage, wie es möglich ist, dass die beruflich erfolgreiche Frau am Abend erschöpft nach Hause kommt und, natürlich knappe zehn Minuten, bevor sie perfekt gestylt zu einer wahnsinnig angesagten Vernissage geht, in eine mit brennenden Kerzen umstellte, mit Rosenblättern gefüllte Badewanne steigt. Von Zauberhand wird ein Champagnerglas gereicht, im Hintergrund spielt leise Musik. Ich habe das schon in vielen Filmen gesehen, wer zum Teufel hat das alles wann vorbereitet und wer macht später die Kerzen aus und angelt die Blätter aus dem Abfluss?

Nesthäkchen stößt spitze Schreie aus. Über meine gedankliche Analyse des Rosenblätterbades habe ich es versäumt, ihr den weißen Lieblingswaschlappen mit dem grünen Nilpferd während des Shampooierens vor die Augen zu halten. Nesthäkchen protestiert heftig und flüchtet tropfend und mit Schaumkrone auf dem Kopf aus der Duschwanne. Sie will aus dem Badezimmer rennen, rutscht kurz vor Tür aus, und bevor ich sie greifen kann, schlägt sie mit dem Kopf auf der Metallkante der Türschwelle auf.

Stille.

Ich halte den Atem an. »21, 22 ...«, beginne ich zu zählen. Die Schaumkrone beginnt, sich rot zu färben, endlich beginnt Nesthäkchen zu schreien. Dem Himmel sei Dank, sie ist nicht bewusstlos, nur eine kleine Platzwunde, aber ein Besuch beim Kinderarzt muss wohl sein.

Auf der Fahrt in die Praxis springt mir ein Kinoplatkat mit George Clooneys Konterfei ins Auge.

»Sein neuer Film, den muss ich sehen«, sage ich zu meinem verständnislos dreinblickenden Nesthäkchen. Ich bin schon lange an dem Plakat vorbei, da sehe ich immer noch den intensiven Blick seiner braunen Augen vor mir, und mir wird ganz warm. Einen Augenblick vergesse ich das blutende, weinen-

de Kind auf der Rückbank. Ein Kinoabend, nur ich ganz allein und natürlich George. Kein Jimmy Blue, kein Johnny Depp und auch keine Disneyprinzessin, schwärme ich in Gedanken. In die letzte Vorstellung würde ich gehen, da sind keine lärmenden, Popcorn mampfenden und mit Chipstüten raschelnden Teenies. Vorher ein gemütliches Essen, nicht beim »Mc« und nicht beim Pizzahut, und nachher einen Cappuccino in einer Lounge, in der man irrsinnig elegante und erfolgreiche junge Frauen im Designerkostüm und mit Laptop unter dem Arm trifft, träume ich weiter.

»Das mache ich heute Abend, wenn schon sonst alles schief gelaufen ist, aber das mache ich«, sagte ich laut und sehr entschlossen zu meinem Bild im Rückspiegel. Nesthäkchen sieht mich verängstigt an.

»Mama krank?«, fragt sie vorsichtig.

»Nein, mein Schatz, Mama ist nicht krank«, antworte ich. »Mama will nur nicht wieder auf das Erscheinen der DVD warten müssen, weil sie es nicht geschafft hat, ins Kino zu gehen, solange der Film läuft. Dieses Mal nicht. Das ist alles nur eine Frage der Organisation«, beschliesse ich.

Wenn der Arztbesuch erledigt ist, so ewig wird es ja nicht dauern, kann ich die Kleine noch im Kindergarten absetzen, dann kaufe ich auf dem Heimweg gleich ein, koche für Mittag und Abend vor, wasche schnell ein paar Maschinen Wäsche und bügel den Rest, der noch auf der Leine im Garten hängt. Bis Mittag bin ich fertig, dann kann ich nach dem Mittagessen Vivi mit Bio helfen, Verena habe ich versprochen, dass ich mit ihr Geschichte lerne – ach, Französische Revolution, die muss ich noch im Plötz nachlesen, das kann ich aber beim Kochen machen –, dann einen Spaziergang mit dem Hund – eine halbe Stunde reicht heute auch mal. Zum Tee um fünf, wenn mein Mann nach Hause kommt, bin ich dann mit allem fertig. Super! So muss es gehen.

Zufrieden mit meiner Tagesplanung und voller Vorfreude auf meinen Abend treffe ich in der Praxis ein.

Beim Betreten des Wartezimmers wird mir klar, dass ich eine geringfügige Planänderung vornehmen muss. Es ist brechend voll. Also gut, kein Kindergarten, der hat längst geschlossen, bis wir hier rauskommen.

Dann nehme ich Nesthäkchen eben mit zum Einkaufen, alles andere bleibt wie geplant, beruhige ich mich selbst.

Meine Tochter ist die letzte Patientin, die Doktor Bracht vor seiner Mittagspause noch behandelt. Es ist 12.30 Uhr, als wir die Praxis, meine Tochter mit einem dekorativen Kopfverband geschmückt, verlassen.

»Jetzt muss das Einkaufen aber flott gehen«, sage ich optimistisch zu Nesthäkchen.

»Dino reiten?«, strahlt meine Kleine mich mit fragendem Blick an. »Natürlich darfst du vor dem Supermarkt auf dem Dino reiten«, versichere ich ihr und krame in meiner Hosentasche schon mal nach einer 50-Cent-Münze. Kostet mich ja höchstens zehn weitere Minuten, kalkuliere ich in Gedanken, als ich auf den Parkplatz des Supermarktes fahre.

Der Dino ist besetzt. Ein kleiner Junge steht schon wartend davor. Ok, fünfzehn Minuten, korrigiere ich meinen Plan.

»Süße, du kannst doch auch nach dem Einkauf auf dem Dino reiten«, schlage ich vor.

»Neee, jetzt!«, verkündet Nesthäkchen.

Nervenzweig, zitiere ich meine ältere Tochter in Gedanken und warte geduldig zwanzig Minuten, bis Nesthäkchen stolz auf den Rücken des Plastikdinos klettert. Der hat heute offensichtlich einen schlechten Tag und stellt nach zwei Sekunden quiet-schend die Arbeit ein.

Nesthäkchen beginnt zu weinen.

»Mäuslein, der Dino ist vielleicht auch krank«, versuche ich meine Jüngste zu beruhigen.

»Doktor gehen«, schlägt sie mir vor, und hört auf zu weinen.

»Der Doktor kommt zum Dino«, erkläre ich und ziehe Nesthäkchen mit einem Seitenblick auf meine Uhr vom Dino. 30 Minuten warten für einen Ritt von zwei Sekunden, stelle ich fest, und erkläre, dass wir uns nun mächtig beeilen müssen.

»Heute Mittag gibt es Pizza«, verkünde ich beim Griff in die Tiefkühltheke. »Und heute Abend Hotdogs mit Pommes.«

Kochen entfällt also, korrigiere ich erneut meinen Zeitplan. Ich greife zum Handy und wähle zunächst die Nummer von Vivi, dann die von Verena. »Könntest du den Backofen auf 200 Grad vorheizen?«, bitte ich. »Ich bin in zehn ...« Ich breche meine Erklärung ab, als ich bemerke, dass ich mit Verenas Mailbox rede.

Zu Hause erwarten mich zwei chillende Töchter mit Stöpseln in den Ohren. »Klar, dass ihr eure Handys nicht hört«, fahre ich sie gereizt an.

»Warum, war was?«, erkundigt sich Vivi, verschwindet aber direkt, ohne eine Antwort abzuwarten. Ich stelle meine Tüten ab und rechne: Zehn Minuten vorheizen, zehn Minuten backen, das reicht dann für die Französische Revolution und um eine Waschmaschine zu bestücken. Bügeln und Bio gehen gleichzeitig, der Hund kann auch mal in den Garten gehen, und um fünf zum Tee bin ich mit allem fertig.

Ich bin zufrieden mit meinem neuen Plan – und habe eine Pizza mitsamt Folie in den Ofen geschoben. Es ist erstaunlich, welche Unmenge stinkender, klebriger Substanz eine kleine Pizzafolie bei 200 Grad entwickelt!

»Wir essen Hotdogs«, rufe ich. Ohne Pommes, füge ich in Gedanken hinzu, der Backofen muss erst gereinigt werden. »Und heute Abend lassen wir uns Pizza kommen«, locke ich meine Töchter an den Esstisch.

Mendel war wohl kein Freund glattgebügelter Hemden, stelle ich fest. Zumindest lässt sich das Lernen seiner Gesetze nicht mit der Tätigkeit Bügeln vereinbaren. *Die Bildung unserer Kin-*

der ist unsere Zukunft, habe ich neulich auf einem Wahlplakat gelesen. Also Mendel. Bügeln, wenn die anderen Tee trinken. Geringfügige Plankorrektur. Danach bin ich mit allem fertig, resümiere ich nicht mehr ganz überzeugt.

Ich beginne gerade mit dem zweiten Korb Bügelwäsche, als das Telefon läutet. »Hallo Schatz«, flöte ich, ganz die liebende Ehefrau. »Kommst du bald? Wir wollen Pizza bestellen!«

»Nein«, höre ich die Antwort meines Mannes. »Der Chef hat mich zur Feier der Geburt seines Stammhalters in diese neue schicke Lounge zum Cocktail eingeladen«, spricht er weiter.

»Designerkostüm und Laptop«, murmel ich in den Hörer.

»Wie bitte?«, fragt mein Mann.

»Ach nichts«, antworte ich.

»Könntest du mir dann rasch ein Hemd und mein Jackett vorbeibringen? Ach, und eine andere Hose auch, so in Jeans und Pulli kann ich da nicht hingehen, und jetzt ist doch so viel Verkehr, das schaff ich nie, hin und zurück und dann noch pünktlich dort sein«, bittet mich mein Mann. Und ich habe natürlich keine Rushhour, denke ich, antworte aber: »Ja, natürlich, ich mache mich gleich auf den Weg.«

Wenn ich ohnehin in die Stadt muss, kann ich doch gleich ins Kino gehen, überlege ich, und rufe meine Töchter.

»Ich muss Papa Garderobe in sein Büro bringen und würde dann gerne in der Stadt bleiben und ins Kino gehen«, teile ich Verena und Vivi mit.

»Ja, mach mal«, antwortet Vivi und will das Zimmer verlassen.

»Könntet ihr bitte auf Nesthäkchen aufpassen und euch Pizza bestellen?«, hake ich nach. Verena sieht mich erstaunt an. Ich hebe fragend die Augenbrauen.

»Und die Revolution?«, will meine Tochter wissen. Vivi ist ebenfalls zu uns zurückgekehrt und wendet ein, sie wolle noch ausgehen und könne nicht auf den Zwerg aufpassen.

»Ich auch nicht«, platzt Verena heraus.

»Warum nicht?«, will ich überrascht wissen.

»Ich muss die Französische Revolution dann ja noch vertiefen«, erwidert meine Tochter mit sehr ernstem Gesichtsausdruck. »Das ist ein sehr komplexes Thema.«

»Vive la France«, grinse ich meine Töchter schief an. Ich seufze. »Dann komm ich halt zurück«, brumme ich vor mich hin und mache mich auf die Suche nach den gewünschten Kleidungsstücken.

Ich benötige fast zwei Stunden für den Weg in die Stadt und zurück. Unterwegs kommen mir Zweifel, ob ich das Bügeleisen ausgeschaltet habe, und ich versuche zwölfmal meine Töchter anzurufen: zweimal auf unserem Festnetzanschluss – ich verzichte darauf, mit der freundlichen Stimme des Anrufbeantworters zu kommunizieren – und je fünfmal auf den Handys meiner Töchter. Ohne Erfolg. Vor meinem geistigen Auge spielen sich fürchterliche Szenen ab, brennende Häuserzeilen, verkohlte Mädchenleichen und geschmorte Haustiere. Ich nähere mich unserem Wohnviertel und halte nach Blaulicht und Sirenen Ausschau. Aber alles ist friedlich und ruhig. Alles außer mir.

Ich schließe die Tür auf und überzeuge mich, dass wirklich alles in Ordnung ist. »Habt ihr Pizza bestellt?«, rufe ich in Richtung Kinderzimmer. Monoton-aggressiver Rap, gemischt mit Benjamin Blümchens »Törööö« ist die Antwort. Ich reiße eine der Rap-Türen auf und brülle: »Habt ihr Pizza bestellt?«

Meine Töchter sehen mich verblüfft an. »Nein, Mami, wir wollten auf dich warten«, flötet Verena zuckersüß. Vivi nickt eifrig.

»Dann mach ich das jetzt, es ist ja schon halb neun«, erkläre ich genervt und gehe zum Telefon.

Kurze Zeit später klingelt es.

»Der Pizzabote«, rufe ich, in der Hoffnung, dass eines meiner Mädels an die Tür geht. Meine Hoffnung wird enttäuscht und ich öffne die Tür selbst.

Ich reiße die Augen auf und mein Unterkiefer fällt nach unten: Vor mir steht George Clooney. Er trägt eine grün-rote Uniform mit passendem Mützchen und lächelt mich an. Auf seiner rechten Hand balanciert er zwei Pizzaschachteln, auf deren Deckeln ich das Cover von Dan Browns neustem Bestseller wiedererkenne. Staunend nehme ich ihm die Schachteln ab. Jetzt öffnet George mit einer gekonnten Geste die dritte Pizzaschachtel in seiner Linken. Ich höre mich hysterisch kreischen, als sich ein Schwall Wasser samt Rosenblättern auf meine Füße ergießt. Alles um mich herum beginnt, sich zu drehen. Georges Gesicht verschwimmt vor meinen Augen. Die Dan Brown-Kartons fallen mir aus den Händen. Und es wird schwarz.

Als ich die Augen wieder öffne, ist alles um mich herum weiß. Ich finde mich in einem Krankenhausbett wieder, eine freundlich lächelnde Schwester kommt herein.

»Jetzt habe ich Zeit«, sage ich und schließe lächelnd die Augen.

Manuela Inusa

Der Brief in der Schublade

Marie lag auf ihrem Bett, und das schon seit Stunden. Wie lange genau, wusste sie nicht. Ebenso wusste sie nicht, wie spät es war, wie alt sie war oder wer sie einmal gewesen war.

Marie lebte nun bereits seit acht Jahren in einem Pflegeheim und es gefiel ihr gut dort. Die Pfleger und Schwestern waren freundlich, das Essen schmeckte, auch wenn sie nicht mehr viel Appetit verspürte, und sie fühlte sich geborgen. Dies war ihr Zuhause, an einen anderen Ort erinnerte sie sich nicht.

Als sie Durst bekam, setzte sie sich auf. Sie sah zur Uhr, die zeigte 11:18 Uhr an. Noch eine gute halbe Stunde bis zum Mittagessen. Auch wenn Marie nicht mehr viel wusste, das wusste sie genau: Um acht Uhr gab es Frühstück, um zwölf Uhr Mittagessen und um sechs Uhr Abendbrot. Sie kannte die Zeiten, und doch vergaß sie oft, den Gang hinunter zum Speisesaal zu gehen, weil sie vergaß, auf die Uhr zu sehen oder weil sie wieder einmal eingnickt war, denn ständig überkam sie diese Müdigkeit. Und sie wäre sicher schon verhungert, wenn nicht die netten Pflegekräfte gewesen wären, die Marie nie vergaßen und sie immer abholten.

Heute hatte Marie aber auf die Uhr gesehen und wusste also, dass sie noch ein wenig Zeit hatte. Sie wollte sich nicht wieder hinlegen, aus Angst, einzudösen. Ihre Zimmernachbarin Inge war auch nicht da und somit hatte sie niemanden für ein kleines Schwätzchen.

Sie sah sich um. Als sie die Flasche Mineralwasser sah, fiel ihr auf, dass sie durstig war. Sie schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank es in einem Zug aus. Danach saß sie still da und sah zum Fenster hinaus. Es war düster draußen. Vereinzelte braune Blätter hingen noch an den kahlen Ästen der Bäume, die im Garten vor dem Heim standen. Es musste also schon Herbst sein, dachte Marie.

Sie sah sich weiter um und ihr Blick fiel auf eine kleine Kommode. Sie stand auf, machte sich mit kleinen, langsamen Schritten auf den Weg dorthin und öffnete die oberste Schublade, auf der ein Schild mit ihrem Namen klebte. Es waren einige Dinge darin, von denen sie sich nicht sicher war, ob sie ihr gehörten. Ein paar Packungen Taschentücher, ein Gedichtband, zwei Ketten mit hübschen Anhängern, eine Schachtel Pralinen und ein Brief. Der Brief sah so aus, als sei er schon oft gelesen worden und Marie nahm ihn heraus. Auf dem Umschlag stand in Schönschrift: *FÜR MEINE LIEBE MAMA*

Nun war Marie neugierig. Sie nahm den Brief mit zu ihrem Bett, setzte sich wieder und stellte fest, dass sie Durst hatte. Sie schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank. Dann entdeckte sie neben sich einen Brief. Sie wusste nicht genau, wo der plötzlich herkam, aber sie nahm ihn, öffnete ihn und las:

Liebste Mama,

ich schreibe dir diesen Brief, damit du jederzeit weißt, dass ich an dich denke, dass ich immer bei dir bin und dass ich dich lieb hab.

Es bricht mir das Herz, dich einfach so zurücklassen zu müssen, aber Frank hat diese neue Stelle angeboten bekommen und möchte sie unbedingt annehmen. Ich muss mich also nun zwischen euch beiden entscheiden. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwer es mir fällt, aber ich muss mit meiner Familie gehen. Obwohl eigentlich du das bist, was ich immer als Familie definiert habe, egal, wer mich gefragt hat. Du bist und warst die beste Mutter, die sich ein Mensch wünschen kann. Du warst liebevoll und verständnisvoll wie keine Zweite und ich danke Gott jeden Tag dafür, dass ich Teil deines Lebens sein durfte. Ich weiß noch genau, was du nach Vaters Tod alles für mich getan hast. Wie du uns durchgekämpft hast, ohne Arbeit, ohne Geld. Wie du einfach alles gegeben hast. Ich werde den Tag nie vergessen, an dem der

Polizist dich beim Stehlen von zwei Äpfeln erwischt hat, damit wir abends etwas zu essen hätten. Und ich weiß noch, wie traurig sein Blick wurde, als du dich ihm erklärtest und ihn anflehtest, dich gehen zu lassen. Wenn man mir dich nehmen würde, hätte ich niemanden mehr auf der Welt, sagtest du ihm. Er war ein guter Mann und gab uns eine Chance. Und wir schafften es, irgendwie. Du hast so viel für mich getan und ich würde es dir so gern zurückgeben und nun alles für dich tun, für dich da sein. Stattdessen muss ich dich jetzt verlassen. Und ich weiß nicht einmal, ob du mich wiedererkennst, wenn ich dich das nächste Mal sehe. Es tut so weh. Aber ich werde stark und tapfer sein, so wie du es immer warst.

Ich werde dich besuchen kommen, so oft ich kann, das verspreche ich dir. Ich liebe dich, Mama. Und die Kinder lieben dich auch. Wir denken an dich.

Ich bin bei dir. Immer.

Deine Tochter Lisa

Marie ließ den Brief sinken. Er hatte sie traurig gemacht. Sie starrte eine Weile ins Leere. Dann fiel ihr Blick auf die Bäume vor dem Fenster. Oh, es musste schon Herbst sein, die Blätter waren ganz braun.

Jemand klopfte an die Tür.

»Herein!«, rief Marie. Einer der Pfleger stand in der Tür.

»Zeit fürs Mittagessen, Marie. Kommen Sie?« Er wartete, bis sie langsamen Schrittes auf ihn zukam, dann hielt er ihr seinen Arm hin und sie hakte sich bei ihm ein.

Dann erst bemerkte Pfleger Michael die Tränen, die langsam über Maries Gesicht rannen.

»Warum weinen Sie?«

»Ach, ich habe gerade einen Brief gelesen. Der war so traurig.«

»Was für ein Brief?«, fragte Michael, obwohl er genau wusste, um welchen Brief es sich handelte.

»Ich weiß nicht. Der Brief einer Tochter an ihre Mutter. Er war einfach wundervoll. Ich wünschte, ich hätte auch eine Tochter.«
Michael lächelte traurig.

Dann machten sie sich gemeinsam auf den Weg den Gang hinunter.

Katja Heimberg

Du und Ich

Ich lasse __ beim Bäcker
viele schöne Herzbrötchen backen.
Auf dem Markt habe ich Herzäpfel
und kleine Herzkartoffeln gekauft.
Beim Apotheker gab es den guten
»Ich habe Dich lieb«-Arzneitee.
Das Ganze alles nur, weil
_____ unsere _____
Mutter-Tochter-
Beziehung so
viel Herz
hat.

Lorenz-Peter Andresen

In den Armen deiner Mutter

Wo Sanftmut eine Tugend ist
Wo die Stille dich umfasst
Wo du niemals alleine bist
Wo du keine Sorgen hast
Wo nirgends Kummer
Wo nirgends Angst
Wo kein Hunger
Wo Ruhe tanzt
In den Armen deiner Mutter

[Zum Buch](#)